

Jörg Brunsmann

Die Beziehungen zwischen Lesotho und Südafrika

Lesotho vom 8. 1. bis 15. 4. 1998,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Zur Person	668
Königreich Lilliput am Ende der Welt	668
Schätze der Berge	668
Nachbarschaftshilfe oder Eigennutz?	669
Reiche Warenfenster in einem armen Land	670
Von Detmold an einen afrikanischen Großbackofen	671
Rassismus mal umgekehrt	672
Geschichte und Geschichten: Kolonie in den Köpfen	672
Alltag in der Bananenrepublik	674
Lesotho - armer Staat ohne Apartheid	675
Der Reichtum der Menschen	676
Von Luftschlössern und schwerwiegenden Reformen	676



Jörg Brunsmann, Jahrgang 1970; nach dem Abitur Zivildienst. Von 1991-1997 Studium der Geographie, Politik und Publizistik an der Universität Münster. Seit der Schulzeit freier Mitarbeiter bei verschiedenen Medien. Zunächst für die „Westfälischen Nachrichten“, Lokalredaktion Steinfurt, später für die Lokalfunksender „Radio RST“ in Rheine und „Antenne Unna“ in Unna. Seit 1996 freier Moderator und Mitarbeiter beim WDR in Köln sowie freier Autor für verschiedene Magazine und Zeitschriften. Schwerpunkte der Arbeit sind Wirtschaft und Technik.

Königreich Lilliput am Ende der Welt

„Lesotho? - Wo liegt das denn?“ Wie oft habe ich diese Frage zu hören bekommen? Eigentlich jedesmal, wenn ich erzählte, daß das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung mich in eben dieses Land führen würde. Ebenso oft gab ich meine Standardantwort: „Lesotho - das ist ein bergiges Königreich innerhalb der Republik Südafrika; etwa so groß wie Belgien und hat knapp zwei Millionen Einwohner.“ Das war genau das, was im Lexikon stand, und zugegeben: viel mehr wußte ich selbst auch nicht über Lesotho.

Dieses Land und alles was dort passiert, das ist für den durchschnittlichen Deutschen - mich bis dahin eingeschlossen - der berühmte und vielzitierte Sack Reis, der in China umfällt.

Jetzt, im Flugzeug gen Südafrika, bekommt der „Sack Reis“ langsam Konturen. Unter mir gleitet das erste Stück Afrika vorbei. 10 000 Meter über dem Boden, der richtige Punkt für einen Überblick. Vorhin, beim Überflug über Paris, war es am Boden hell erleuchtet; unzählige Lampen und Lichter. Jetzt ist es fast dunkel, nur hin und wieder ist durch den Wolkenschleier der Schein eines vereinzelt Lichts zu sehen.

Afrika, nicht nur der „schwarze Kontinent“, Afrika - auch der „dunkle Kontinent“ - im wahrste Sinne des Wortes. Das kann ja heiter werden!

Schätze der Berge

Dabei ist Lesotho schon ein echter Lichtblick in Afrika. Komplette umschlossen von der Republik Südafrika ist dieser Binnenstaat das weltweit einzige Land, das komplett mehr als 1 000 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Die Folge ist ein für Afrika untypisches Klima, das Lesotho mehr als eine Art „Afrika light“ erscheinen läßt: Die schlimmsten Tropen-

krankheiten wie Malaria oder die Schlafkrankheit sind hier unbekannt, es gibt klar unterscheidbare Jahreszeiten und die Maximaltemperaturen sind selbst im Sommer so, daß auch der durchschnittliche Mitteleuropäer sie locker wegstecken kann.

So einladend auch das Klima ist, so unwirtlich kann die Natur in manchen Teilen des Landes sein. Vom Hochplateau im Westen - dort liegt auch die Hauptstadt Maseru - steigt das Land in mehreren Stufen zum Teil schroff an. Ganz im Osten Lesothos liegt der Thabana-Ntlenyana; dieser Berg ist mit mehr als 3 400 Metern zugleich der höchste Punkt im südlichen Afrika. Nicht umsonst wird Lesotho in den Tourismusprospekten auch als das „Dach Afrikas“ oder die „afrikanische Schweiz“ bezeichnet. Doch was Touristen und Besucher erfreut, steht einer effektiven Landnutzung eher im Weg. Das Auf und Ab der Landschaft macht es in vielen Bereichen unmöglich, Landwirtschaft zu betreiben. Auch der Einsatz von Traktoren oder anderen Maschinen ist oft nicht möglich. Ganz davon zu schweigen, daß den meisten der Bauern für den Kauf sowieso das entsprechende Geld fehlt. Was bleibt, ist Viehwirtschaft und die Bearbeitung mit Hilfe von Ochsen oder gar von Hand.

Doch die vielen Berge sorgen auch für Reichtum. Ein Reichtum besonderer Art, um das viele andere afrikanische Länder das kleine Lesotho beneiden. Denn auf ihrem Weg durch den Kontinent müssen die Wolken an den Hängen der zahlreichen Berge emporkriechen. „Steigungsregen“ nennen die Meteorologen den Niederschlag, der entsteht, weil sich die Wolken bei ihrem Aufstieg abkühlen und nicht mehr soviel Feuchtigkeit transportieren können. Das viele Wasser, das in den Bergregionen Lesothos vom Himmel fällt, ist einer der wenigen Rohstoffe des Landes. Und es ist Anlaß für ein Bauprojekt gigantischen Ausmaßes.

Nachbarschaftshilfe oder Eigennutz?

Donnerstag, 22. Januar 1998. Hoch in der Bergregion bei Muela hat sich alles aus Politik und Gesellschaft versammelt, was Rang und Namen hat im südlichen Afrika. Botswanas Präsident Ketumile Masire, Südafrikas Präsident Nelson Mandela und natürlich Lesothos König, Letsie III.

Es ist die feierliche Eröffnung der „Muela Power Station“ und zugleich der Abschluß der „Phase 1A“ des „Lesotho Highlands Water Projects“.

Das Projekt ist das weltweit größte im Bau befindliche seiner Art mit gigantischen Ausmaßen und Bauzeiten, die einer ganzen Generation von Bauarbeitern Arbeit geben. Bereits in den 50er Jahren angedacht, wurde 1986 der Vertrag für das Wasser-Projekt geschlossen. Die letzten Bauarbeiten, so sehen es die Planungen vor, sollen im Jahr 2020 abgeschlossen sein; vermutlich wird es aber noch länger dauern.

Das Ziel des Projektes ist trotz seiner Ausmaße einfach zu beschreiben: Lesothos Bergregion soll der Wassertank für die Republik Südafrika werden. Riesige Staubecken in den Bergen halten das zahlreich vorhandene Wasser

zurück, über unterirdische Tunnel wird es dann von Lesotho nach Südafrika geleitet.

Die erste Phase des Projektes, die sogenannte „Phase 1A“ ist bereits abgeschlossen; die ersten beiden von insgesamt sechs Staudämmen sind fertig. Der imposanteste der beiden, der „Katse Dam“ ist mit 185 Metern der höchste Damm in Afrika. Er staut hinter sich knapp 2 000 Millionen Kubikmeter Wasser auf.

Südafrika hofft in erster Linie, durch das Projekt seine Wasserprobleme lösen zu können. Die Erwartungen auf Seiten Lesothos sind dagegen noch weitaus vielfältiger. Vor allem soll das „Highlands Water Project“ eine nie versiegende Einnahmequelle werden. Denn solange Wasser sprudelt, soll es auch Geld dafür geben. Der Vertrag zu dem Projekt sieht vor, daß Südafrika für jeden Kubikmeter Wasser bezahlen muß. Auch will Lesotho ein gutes Stück unabhängiger werden vom „großen Nachbarn“. Denn egal ob Fernseher, Glühbirne oder Elektroherd, wer bisher in Lesotho ein Elektrogerät einschaltete, die Energie dafür kam aus Südafrika. Auch das soll sich durch das Staudammprojekt grundlegend ändern: Das Wasserkraftwerk bei Muela erzeugt genug Strom, um ganz Lesotho mit Elektrizität zu versorgen.

Darüber hinaus hofft man, daß die gesamte Bergregion von dem gigantischen Bauprojekt profitiert: Um Baumaschinen und Geräte zu den Baustellen der Staudämme zu schaffen, bedarf es guter Straßen. Ein Großteil dieser Infrastruktur ist bereits jetzt fertig; Straßen, die auch diesen bisher abgelegenen Bereich der Berge zugänglich machen für eine weitere Entwicklung. Und die der gesamten Wirtschaft zu einem Aufschwung verhelfen sollen.

Erst einmal aber, so scheint es, profitieren andere. Wer durch „Katse Village“ läuft, dem kleinen, direkt am Katse-Staudamm errichteten Städtchen, der bekommt den Eindruck, nicht in Lesotho, sondern irgendwo in der Republik Südafrika zu sein.

Saubere, kleine Häuschen mit Gartenzaun und gepflegtem Rasen, die Autos haben fast alle ein südafrikanisches Nummernschild und die Straßen heißen - anders als überall sonst in Lesotho - nicht „Roads“ sondern „Straat“; so wie in Südafrika eben.

Der Großteil der Ingenieure und Wissenschaftler, die in „Katse Village“ wohnen, kommt aus Südafrika oder von noch weiter her. Und mit „Hochtief“ und „ABB“ sind selbst deutsche Firmen an dem Staudammprojekt nicht unerheblich beteiligt.

Doch nicht nur bei diesem Projekt, auch im Wirtschafts-Alltag hat Südafrika in Lesotho längst die Regie übernommen.

Reiche Warenfenster in einem armen Land

Maseru, direkt am Kingsway; eine der besten Geschäftslagen der Stadt. Hier liegt das „OK“-Center. Der Supermarkt, der dem Gebäudekomplex

seinen Namen gibt, ist der größte der Stadt. Der Markt ist, wie könnte es anders sein, der Ableger einer großen Supermarktkette aus Südafrika. Zu kaufen gibt es hier so ziemlich alles: Mehl und Zucker, Milch und Käse, Shampoo und Feinwaschmittel. Wenn man es nicht besser wüßte, dieser Supermarkt könnte ebenso gut in Münster, Wanne-Eickel oder Bergisch-Gladbach stehen. Daß Lesotho laut UN-Statistik eines der ärmsten Länder der Welt ist, hier merkt man es auf den ersten Blick nicht. Erst der zweite Blick offenbart die Quelle des vermeintlichen Waren-Reichtums. Fast alles in den Regalen kommt aus Südafrika. Nur einige Grundprodukte wie Milch, Maismehl oder Brot, sind in Lesotho hergestellt. Selbst das nach einem der Wahrzeichens Lesothos benannte „Maluti-Mountain“-Mineralwasser wird jenseits der Grenze, in Südafrika, in Flaschen gefüllt.

Gegen die geballte Macht Südafrikas wirken Wirtschaft und Industrie Lesothos eher wie ein zartes Pflänzchen. Eines, bei dem man Angst haben muß, daß es ohne entsprechende Pflege verdorrt oder vom Riesen Südafrika zufällig zertreten wird.

Lesothos Regierung versucht daher, die Wirtschaft wenigstens in einigen Bereichen in Schutz zu nehmen.

Von Detmold an einen afrikanischen Großbackofen

Weizenbrot darf nicht von Südafrika nach Lesotho eingeführt werden. Das Grundnahrungsmittel muß im Land selber gebacken werden. Neben zahlreichen kleineren Bäckereien übernehmen das vor allem zwei Großbäckereien - beide sind Ableger großer südafrikanischer Unternehmen. Die eine von beiden, „astoria bakery“, produziert Tag für Tag mehr als 30 000 Brote und gibt dabei immerhin 150 Menschen Arbeit.

Dagmar Blänkner ist eine der Direktoren der Fabrik. Die gebürtige Detmolderin kam 1981 nach Lesotho. Urlaub in Afrika sollte es werden, und das war es auch, bis sie in Johannesburg ihren ebenfalls aus Detmold stammenden Bekannten Wolfgang Burre traf. Der hatte dort inzwischen eine gutgehende Roggenbäckerei aufgebaut; Roggenbrot war eine Marktlücke in Südafrika, das hatte es zuvor nicht gegeben. Und er hatte vor geraumer Zeit eine Brotfabrik in Maseru aufgekauft.

Die als staatliches Unternehmen betriebene Bäckerei war unter der Regie der Regierung pleite gegangen.

Nur: Der Johannesburger Geschäftsmann traute seinem Manager in Lesotho nicht ganz über den Weg. Hinter seinem Rücken, so die Vermutung, bediene der sich fleißig aus der Firmenkasse. Gesucht wurde also ein neuer Manager, und das möglichst schnell.

So wurde für Dagmar Blänkner aus dem Urlaub Arbeit, aus der gelernten Pharmazeutin wurde die Managerin einer Großbäckerei und aus zunächst geplanten zwei Jahren sind inzwischen mehr als 17 geworden.

Auf die Frage, was von den Brotrohstoffen denn aus Lesotho kommt, muß Doris Blänkner lange überlegen. Mehl? - „Nicht direkt, der Weizen

kommt aus Südafrika und wird nur in Lesotho vermählen." Zucker? - „Nein, kommt auch aus Südafrika, wird hier in Lesotho nur in andere Säcke gepackt." Margarine? - „Nein, Südafrika." Schließlich fällt ihr doch noch was ein: „Wasser. Das Wasser ist der einzige Rohstoff, der aus Lesotho kommt. Nämlich aus dem Grenzfluß zu Südafrika, um genau zu sein."

Doris Blänkner, die gebürtige Deutsche und gelernte Pharmazeutin an der Spitze der Brotfabrik - das ist kein Einzelfall in Lesotho.

Fast alle größeren Geschäfte und Industriebetriebe in Lesotho werden von Ausländern geleitet. Vor allem Chinesen und Inder finden sich viele darunter.

Rassismus mal umgekehrt

Maseru, an einem trüben Freitagmorgen, Mitte Februar. Vor dem „Queen-Elisabeth-II-Hospital“ in der Innenstadt hat sich eine größere Menschenmenge versammelt. Etwa vier- bis fünfhundert Menschen mögen es sein. Wild gestikulierend und diskutierend stehen die meisten von ihnen auf dem Vorplatz des Krankenhauses. Die Stimmung ist angespannt, Wut liegt in der Luft. In einer großen Textil-Fabrik im Industriegebiet der Stadt ist es zu Unruhen zwischen der Polizei und Arbeitern gekommen. Zehn Menschen wurden getötet, viele schwer verletzt - sagen die Arbeiter. Die Polizei dagegen spricht von einem Toten und 45 Verletzten. Als die Schüsse fielen, befanden sich die mehr als 3 000 Arbeiter der Jeans-Fabrik im Ausstand. Sie sind unzufrieden mit den Arbeitsbedingungen, wollen zudem mehr Lohn. Wütend sind sie vor allem auf den chinesischen Besitzer der Fabrik. Jetzt, nach den Schüssen auf dem Vorplatz des Krankenhauses, macht sich Wut gegen alle Chinesen und Inder in der Stadt breit. Die Arbeiter fühlen sich von ihnen ausgenutzt. Ihr Vorwurf: Sie zahlen nur die absoluten Mindestlöhne, die Arbeitsbedingungen in ihren Fabriken seien schlecht. Chinesen und Inder sind unbeliebt in Lesotho.

Schon einmal, 1991, hat es anti-asiatische Ausschreitungen gegeben. Die Gefahr scheint auch diesmal groß zu sein. Die von den Ausländern betriebenen Fabriken und Geschäfte bleiben an diesem Tag geschlossen; viele Chinesen und Inder flüchten über die Grenze nach Südafrika. Erst einmal abwarten, bis sich die Situation wieder beruhigt.

Geschichte und Geschichten: Kolonie in den Köpfen

„Das liegt alles daran, daß wir früher von den Briten regiert wurden. Das ist es, was sie uns beigebracht haben." Moses ist Mitte 50, in Lesotho geboren und aufgewachsen und nach 20 Jahren in den südafrikanischen Goldminen arbeitet er heute als Fremdenführer. Gemeinsam klettern wir

auf den Berg „Thaba Bosui“, das Nationalheiligtum Lesothos und der Ort, an dem die Nation begründet wurde. „Als die Briten kamen“, fährt Moses fort, „haben sie uns beigebracht wie man Handel betreibt, aber nicht wie man Produkte herstellt. Das wollten sie selber machen!“ Und dabei ist es bis heute weitestgehend geblieben. Auf den Straßen findet man jede Menge einheimische Händler und Verkäufer, doch was sie verkaufen, kommt entweder aus Südafrika, oder aus Fabriken in Lesotho, die von Ausländern betrieben werden. Auch wenn man die dafür haßt.

Dabei würde es ohne den Einfluß der Briten heute wohl gar kein Lesotho mehr geben.

1868 war das entscheidende Jahr. Die Pioniere der südafrikanischen Siedler, die burischen „Voortrekker“, hatten den größten Teil des damals „Basutholand“ genannten Gebietes bereits eingenommen. Der Führer der Basuthos, König Moshoeshoe der Große, mußte sich ernsthafte Sorgen machen. Nicht mehr lange, und die Voortrekker würden auch den letzten Rest Basutholands erobert haben. Das Reich Moshoeshoes schien dem Untergang geweiht.

In seiner Not wandte sich der König an die britische Reichsregierung in London. Schon einmal, 1843, war Moshoeshoe eine Allianz mit den Briten eingegangen, damals mit der britischen Regierung am Kap.

Auch diesmal reagierten die Briten: Kurzerhand annektierten sie Basutholand, um so einen lang anhaltenden Krieg zwischen den Buren und den Basuthos zu verhindern.

Auch wurde das Land nochmals kleiner, ein großer Teil wertvoller Acker- und Weideflächen fiel an die heutige, südafrikanische Provinz „Free State“, aber: Das Reich Moshoeshoes war zunächst gerettet.

Auch in späteren Auseinandersetzungen schafften es die Buren nie, die Basuthos wirklich zu bezwingen, das kleine, bergige Königreich konnte von ihnen nicht eingenommen werden, vor allem auch, weil den Basuthos der Schutz der Briten sicher war.

Zudem bescherte die mehr oder weniger freiwillig eingegangene Verbindung mit dem britischen Weltreich den Basuthos noch einen weiteren, unschätzbaren Vorteil. Auch wenn dieser zunächst gar nicht absehbar war.

1871 wurde die Verwaltung Basutholand zunächst wieder an die Kapkolonie übergeben. Als aber einige Jahre später, 1884, erneut Kämpfe auszubrechen drohten, schritt die englische Krone erneut ein: Basutholand wurde nicht mehr vom Kap aus verwaltet, sondern unter die direkte Kontrolle der britischen Regierung gestellt.

Und nur aus diesem Grund wurde das Land später nicht in die Republik Südafrika integriert. Ein Glücksfall für die Basuthos, denn als Teil Südafrikas wäre das Land unter dem Apartheitsregime ansonsten zu einem Homeland geworden. So aber blieb Lesotho ein eigener Staat, der 1966 schließlich von den Briten in die Unabhängigkeit entlassen wurde.

Dieser historische Hintergrund und die Tatsache, als eines der wenigen Völker im südlichen Afrika niemals von Europäern bezwungen worden zu sein, sie sind es, die den besonderen Stolz der Basuthos ausmachen.

Doch während der Stolz und das Nationalbewußtsein, die unter Moshoeshoe dem Großen aufgebaut wurden, auch heute noch fortwirken, eine andere Tradition aus der Zeit seiner Herrschaft hat sich offenbar nicht gehalten.

Die Größe König Moshoeshoes bestand darin, die damals in verschiedenen Stämmen verteilt über das Land lebenden Sotho-Völker zu einer Nation zu einen. Das tat er mit ebenso viel Diplomatie wie Geschick und List. Einigkeit war das Gebot der Stunde; nur so schaffte er es, die Interessen der verschiedenen Stämme unter einen Hut zu bringen und damit überhaupt erst den Grundstein für Lesotho zu legen.

Die jüngste politische Vergangenheit Lesothos, besonders nach der Unabhängigkeit 1966, ist dagegen eher von einer gewissen Unruhe geprägt: 1974 versuchten einige Politiker einen Staatsstreich, der allerdings kläglich scheiterte. Zwölf Jahre später - 1986 - putschte das Militär; diesmal war der Umsturzversuch erfolgreich. Erst 1993 kam Lesotho zurück zur Demokratie. Eine vorläufige Verfassung wurde verabschiedet und es wurden freie Wahlen abgehalten.

Aber: Nur ein Jahr später, 1994, gab es erneut Unruhen. Zwischen zwei parteipolitisch rivalisierenden Gruppen innerhalb der Armee kam es in der Nähe der Hauptstadt Maseru zum offenen Kampf. Nach kurzer Schlacht aber sahen sich beide Gruppen zu einer Friedensregelung gedrängt; nicht umsonst wohl auch deshalb, weil Südafrika entlang der Grenze zu Lesotho umfangreiche Manöver durchführen ließ.

Alltag in der Bananenrepublik

Auch wenn es seit 1994 Zeit keine größeren Unruhen in Lesotho mehr gegeben hat; von Einigkeit unter den Politikern kann keine Rede sein. Ganz im Gegenteil: Zum Teil nehmen die Auseinandersetzungen zwischen den Parteien und ihren Führern sogar groteske Züge an.

So haben die beiden bisherigen Hauptparteien Lesothos, BCP (Basutholand Congress Party) und BNP (Basutholand National Party) inzwischen jeweils einen konkurrierenden Ableger bekommen.

Ministerpräsident Ntsu Mokhele stand jahrzehntelang an der Spitze der BCP. 1997 schließlich kam es zum Streit zwischen der Partei und ihrem Führer. Die Konsequenz: Der Regierungschef trat aus seiner Partei aus - und gründete kurzerhand eine neue: Den „Lesotho Congress for Democracy“ (LCD).

Mit den Zielen und Symbolen seiner alten Partei, so scheint es, konnte sich Mokhele dagegen nach wie vor ganz gut identifizieren. Farben und Konstitution der neuen Partei sahen denen der alten mehr als ähnlich. So ähnlich, daß ein lokaler Parteiführer bei einer Parteiversammlung sich wunderte, warum die Mitglieder Stimmung gegen ihre eigene Partei machten. Bis er zu seinem Erschrecken feststellte, daß er auf der Versammlung der Konkurrenzpartei gelandet war.

Über diese Ähnlichkeiten kam es zu einem Streit zwischen den Parteien, der schließlich sogar vor dem obersten Gerichtshof Lesothos endete. Ergebnis in der ersten Instanz: Die LCD muß sich neue Farben und eine neue Konstitution suchen. Der Richter im Berufungsverfahren sah das ganz anders: „Nein“, hieß es nur wenige Wochen später, „es ist alles in Ordnung, LCD darf die Farben der alten Partei behalten.“ Und warum darf die neue Partei nun plötzlich doch mit den Farben und Symbolen der alten Partei werben? Eine Begründung gab es nicht, doch sie soll selbstverständlich nachgereicht werden; nach den Wahlen versteht sich. In Maseru wird spekuliert, wieviel diese Entscheidung dem Richter wohl eingebracht hat . . .

Lesotho - armer Staat ohne Apartheid

So eigenartig es klingen mag, aber Lesotho war wohl der einzige von Schwarzen bevölkerte Staat, der von Südafrikas Politik der Rassentrennung, der sogenannten Apartheid, profitiert hat.

Vollständig eingeschlossen von Südafrika, war Lesotho jahrzehntelang ein Bollwerk im Meer der Apartheid. Ein Bollwerk, das - nach Ansicht der westlichen Industrienationen - um jeden Preis gehalten werden mußte. Und eines, das mit massiver Hilfe aus diesen Ländern auch gehalten wurde.

Lesotho und seine Politiker haben sich über all die Jahre an die massive Unterstützung gewöhnt. Und sie auch durchaus zu nutzen verstanden. Wollte der Westen nichts geben, so war der Ostblock vielleicht willig. Gab es keine Unterstützung aus Deutschland, so konnte man ja immer noch in Großbritannien oder den Vereinigten Staaten anfragen.

Doch die Zeiten haben sich geändert. Das Apartheitsregime in Südafrika existiert nicht mehr, und seit das Meer trockenliegt, ist auch das einstige Bollwerk überflüssig geworden.

Am konsequentesten sind die Amerikaner: Die Botschaft der Vereinigten Staaten wird komplett nach Botswana verlegt, und auch die amerikanische Hilfsorganisation „Peace Corps“ will einen nicht unerheblichen Teil ihrer Hilfskräfte aus dem Land abziehen. Weit über 100 freiwillige Helfer gibt es zur Zeit noch in Lesotho, langfristig soll diese Zahl auf knapp unter 100 reduziert werden. Bei vielen anderen Hilfsorganisationen sieht es ähnlich aus: Hilfsprogramme werden zurückgefahren oder ganz eingestellt; an anderen Stellen der Welt scheint die Bedürftigkeit jetzt, größer zu sein.

Und das in Zeiten, in denen Lesotho wirtschaftliche Unterstützung zum Überleben wohl dringender benötigt denn je zuvor.

Denn das Ende der Apartheid hat die Republik Südafrika zwar politisch komplett umgekrempelt, wirtschaftlich hat der Reformkurs allerdings bisher kaum Erfolge gezeigt. Im Gegenteil: Die Probleme Südafrikas werden zunehmend größer. Und das kann auch für Lesotho nicht ohne Folgen bleiben.

Der Reichtum der Menschen

„Maseru Bridge“ ist einer der zahlreichen Grenzübergänge von Lesotho nach Südafrika. Er liegt nur wenige Kilometer außerhalb der Hauptstadt Maseru. Es ist Sonntagnachmittag und an den Paßkontroll-Schaltern der südafrikanischen Grenzpolizei herrscht reges Treiben. Eine lange Schlange hat sich hinter den beiden geöffneten Schaltern gebildet. Fast ausschließlich Männer, die meisten von ihnen zwischen 20 und 50 Jahre alt, warten darauf, zurück nach Südafrika gelassen zu werden. Die meisten dieser Männer sind als Minenarbeiter in südafrikanischen Gold- und Diamantenminen beschäftigt, und sie sind das bei weitem erfolgreichste „Exportprodukt“ Lesothos: Rund 40 Prozent des Bruttoinlandsproduktes Lesothos kommen zustande, nur weil diese Männer ihr in Südafrika verdientes Geld nach Hause schicken.

Doch die südafrikanischen Minen haben schon bessere Zeiten gesehen. Fünf der Bergwerke wurden bereits geschlossen: Gold ist nicht mehr so gefragt auf dem Weltmarkt. Zudem ersetzen auch dort Maschinen Schritt für Schritt die menschliche Arbeitskraft.

Vielen der Arbeiter hat das bereits jetzt den Job gekostet. Innerhalb von zwei Jahren ist die Zahl der in Südafrika beschäftigten Minenarbeiter um mehrere Tausend bis Zehntausend gesunken. Und das, obwohl es in Lesotho kaum Aussichten auf andere Arbeit gibt.

Für die Politiker also höchste Zeit, sich nach Alternativen für das Land umzusehen.

Von Luftschlössern und schwerwiegenden Reformen

Evaristus Sekhonyana ist Parteivorsitzender der „Basutholand National Party“, einer der beiden großen und ursprünglichen Parteien des Landes.

Schwer atmend läßt er sich auf seinem Sofa nieder. Unter seinen gut und gerne drei Zentnern quietscht das mit rotem Plüsch bezogene Möbelstück gefährlich in den Federn. Sekhonyana ist seit Jahrzehnten in der Politik und er hat es, seiner Wohnzimmereinrichtung und seinem Bauchumfang nach zu urteilen, zu wortwörtlich umfangreichem Wohlstand gebracht.

Den Elan für umwälzende Veränderungen im Land aber scheint er - rein dem Äußeren nach zu urteilen - nicht gerade zu besitzen.

Doch der Mann hat eine Vision. Eine Vision davon, wie Lesotho in einigen Jahren aussehen könnte.

„Warum“, fragt er provozierend, „warum sollten wir unsere Währung, den Maloti, nicht vom südafrikanischen Rand abkoppeln?“ Zur Zeit ist es so, daß Maloti und Rand eins zu eins gehandelt werden, Lesotho also auch mit den Zoll- und Steuerbestimmungen Südafrikas konform gehen muß.

Die Vision, die dem Parteipolitiker vorschwebt: Lesotho soll eine Art afrikanisches Luxemburg werden. Eine Oase für Banken, Steuerflüchtlinge und Investoren.

Ein eigenes Bankenviertel könnte entstehen, Devisen würden ins Land fließen und Lesotho einen gewissen Wohlstand bescheren. So wie in den Vorbildern Luxemburg und Monaco eben.

Doch neben dem Mut, den eigenen Weg zu gehen und dem großen Nachbarn Südafrika wirtschaftlich die Stirn zu bieten, braucht es dazu noch mehr.

Vor allem - Sekhonyana hebt den Zeigefinger - vor allem die Rahmenbedingungen müssen stimmen und das heißt: Gesetz und Ordnung; Law and Order. Niemand wird als Investor nach Lesotho kommen, wenn er Angst um Geld und Leben haben muß. Daß es derzeit damit nicht sonderlich weit her ist - Sekhonyana kann nur zustimmen.

Und? - für wie realistisch hält er, der Führer einer der beiden großen Parteien es, daß diese Vision umgesetzt wird? Bei all den Streitereien zwischen Lesothos Politikern, bei all der Macht, die Südafrika vermutlich einsetzen wird, um die Umsetzung dieser Pläne zu verhindern?

Sekhonyana zuckt nur bedeutungsvoll mit den Schultern. Und das rote Plüschsofa stöhnt unter seinem Gewicht erneut beängstigend auf.